

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur
Deutschen Rundschau

Nr. 63. Bromberg, den 25. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

9. Fortsetzung.

Die Geheimrätig war auch ungnädig. Nicht so sehr, weil ihre Tochter plötzlich aus der Trinkhalle verschwunden gewesen war, als sie sich den Luitpold wärmte; und auch nicht nur des Reißens in der Schulter wegen, das sich mehr zeigte als an anderen Tagen. Es war mehr als diese häufig wiederkehrenden Dinge. Ihre Schwester Leonore hatte ihr einen unerhörten Brief geschrieben.

„Ich bin außer mir", sagte sie als Antwort auf Edmunds Morgengruß und entzog ihm ihre Hand, bevor er seinen Kuß noch darüber hinhauchen konnte. „Ihr könnt euch nicht denken, was mir widerfahren ist! Tante Leonore erlaubt sich einen Ton mir gegenüber, wie er wohl zum zweitenmal unter Schwestern nicht vorkommen dürfte. Nie bin ich von einem Menschen so brüskiert worden. Und was vielleicht noch schlimmer ist — das empörende, schamlose Schriftstück ist in fremde Hände geraten. Stellt euch nur vor, ich will mich eben auf den Weg machen, Asta zu suchen, da kommt die Majorin Deister mit einem gräßlichen Wortschwall auf mich zu. Es sei ihr todunangenehm, daß sie einen Brief von mir geöffnet habe, er habe mit unter ihrer Post gelegen. Und da sie einen so umfangreichen Briefverkehr habe, sei es ihr ganz unmöglich, jeden Brief erst viel zu drehen, dazu sei sie leider auch viel zu nervös, und überdies sei es Sache der Post, da auf Ordnung zu sehen. Sie sei ganz entsetzt gewesen, als sie plötzlich eine fremde Anrede gelesen habe, und natürlich habe sie die Blätter schleunigst wieder in den Umschlag getan. Sie sei untröstlich, und ich würde ihr doch wohl glauben, daß sie kein Wort weiter als die Anrede gelesen habe.

Na, ihr könnt euch denken, was ich glaube! Ihr hättet nur das Gesicht sehen müssen. Diese Maske, alles gemalt und gefärbt, und nur die Lüge echt. Und dann muß man noch liebenswürdig sein, um sich keine Blöße zu geben, und beteuern, daß die Sache weiter nicht schlimm sei, und selbstverständlich sei man überzeugt, daß kein Einblick genommen wurde. Und die Tante hat mir das alles eingebrockt. Ich habe keine Schwester mehr."

Die noch sehr stattliche, elegante Frau wußte sich nicht zu lassen und zu fassen. Ihre dunklen Augen blitzten.

Asta schien heimlich amüsiert. „Gar so schlimm kann es doch nicht sein mit dem Inhalt des Briefes", sagte sie. „Was hätte Tante Leonore uns viel Kränkendes zu schreiuen? Es kann sich doch höchstens um eine Absage handeln auf den von uns beabsichtigten Besuch. Schlimmstenfalls in der markanten Sprache, deren Tante Leonore sich zuweilen bedient. Dabei kann sich kein Mensch was Böses denken. Man spürt sofort das Original durch und kommt in Laune."

„Ich danke für die Laune, und du wirst die markante Sprache ja hören", sagte die Mama bitterböse und konnte kaum die Zeit erwarten, den Brief hervorzuziehen. „Wir wollen nach der anderen Parkseite hinübergehen. Beim Luitpoldbad ist um diese Zeit alles leer in den Anlagen, da finden wir ein Plätzchen für uns. Ich bin müde nach dem vielen Herumgelaufe und freue mich, mich hinsetzen zu können und mir Luft zu machen. Man könnte ersticken."

Oldea hatte ein peinliches Gefühl, während seine Damen gewissermaßen durch die Parkwege schossen. „Strengt es dein Herz nicht an, liebe Mama", sagte er vorsichtig, „wenn wir so schnell gehen?"

„Gewiß", sagte sie und mäßigte ihren erregten Schritt. „Wir können langsamer gehen. Wir fallen sonst auch auf."

Und dann saßen die drei scheinbar friedlich und wie ausruhend mitsammen auf einer Bank. Allein und gesichert.

Die Geheimrätin saß in der Mitte und begann zu lesen:

„Liebste Julia", schrieb Leonore Brüggendorff, Gattin des verstorbenen Großindustriellen Udo Bruggendorff, „es war sehr lieb von Dir, endlich einmal wieder einen etwas ausführlicheren Brief vom Stapel zu lassen. Man wußte ja schon gar nicht mehr, wo herum man Euch in seinen Gedanken zu suchen hatte. Man mag doch gerne mal zu Euch flitzen, so Funken zu Funken. Zu meiner schönen Schwester und ihrem noch schöneren verjüngten Ebenbild.

Gott, Julia, wieviel Ärger habe ich früher in mich hineingefressen wegen Deiner schönen Hülle. Jeden Freier schnapptest Du mir vor der Nase weg, um ihn dann einfach ad acta zu legen und auszurangieren. Es war, um zu seiner damals noch nicht modernen Magerkeit die Gelbsucht zu kriegen.

Das weißt Du, Julia, ich hätte Dich liebend gern zur Nachkur bei mir aufgenommen, zumal Dich Deine Asta bringen wollte — Du weißt, ich habe eine Schwäche für sie — und hätte Dich aller Diät zum Trotz so kunstgerecht verwöhnt, daß Du, statt ein paar Wochen, vielleicht ein paar Monate bei mir geblieben wärest, wenn — — — nun, wenn es nicht eben im Augenblick ausgeschlossen wäre, Dich zu empfangen.

Rund heraus und in einer Summe gesagt: Jetzt soll mir des Dulders Lohn kommen.

Ein ernsthafter Freier geht in meinem Hause aus und ein, und einer, den ich mir nicht wegschnappen lassen möchte. Denn, denk dir mal, Jule: Ich liebe ihn. —

Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als daß ich „Jule" sage. Du konntest es nicht ausstehen, und ich finde selbst, es liegt etwas Vulgäres in dieser Kürzung. Ich habe sie ja auch nie wieder angewandt, aber nun sehe ich Dein Lächeln über mein „ich liebe ihn", und ich will es nicht dulden und muß mich wehren.

Freilich bin ich bald fünfzig Jahre alt, das weiß ich selbst. Aber was will das heißen! Ich reite Pferde ohne Sattel und habe Nerven und Muskeln, um die ich schon von Männern und Frauen beneidet worden bin. Kurz, es ist noch alles und vielleicht mehr beisammen. Mehr, meine ich, als Ihr dachtet bei uns zu Haus. Du wirst vielleicht an unsern Vater denken, an unsern lieben, alten Seebär, der sagte: Zur See hättest du müssen, Mädel! Korvettenkapitän werden wie ich! Es ist ein Jammer, daß du kein Mann geworden bist, du Mordskerl!

Na ja. Es mag ja Wahres daran gewesen sein.

Heute kränkt es mich gar nicht mehr, daß mein Ritter zu mir sagt, ich sei wie jene Majorin in „Gösta Berling", die einen ganzen Kavalier-Flügel in Raison halten könnte. Ganz und gar nicht kränkt es mich, zumal auch er nichts anderes ist als eine Art Haudegen. Aber trotzdem und trotz alledem. Man kann bei einem Mann nie wissen, was aus ihm wird, wenn ihm eine Frau wie Du unter die Augen tritt, liebe Julia.

Ich will mich jetzt, wo ich die Möglichkeit habe, nur schützen. Früher war ich dem Lauf der Dinge preisgegeben. Jetzt kann ich einen Damm setzen. Nur eine ganz kurze Zeit möchte ich es. Ein paar Wochen oder Monate vielleicht. Nicht länger, als bis wir einig und abgestempelt sind. Er und ich. Nachher fürchte ich Dich nicht mehr. Ich habe auch meine Waffen. —

Deinen Zorn werde ich zu ertragen wissen. Du hast außerdem recht. Wer schreibt denn solchen Brief! Mich überläuft jetzt selbst eine Gänsehaut. Aber ihn liegen lassen bis morgen und ihn auf nüchternen Magen besehen, das hieße, wie ein Hund den Schwanz zwischen die Beine nehmen.

Gleich nach Empfang Deiner Anfrage — Du kannst die Zeit auch selbst berechnen — habe ich darauflos geschrieben und habe die Feder bis jetzt noch nicht abgesetzt.

Wenn ich auch diesen Brief geschrieben habe — ich will ihn ja wieder gutmachen, Jule. Doppelt und dreifach. Hundert- und tausendfach. Nur ein ganz klein wenig Geduld. —

Asta darfst Du natürlich von der ganzen Geschichte nichts sagen. Du mußt ihr irgend etwas erzählen. Sag ihr meinetwegen, daß ich in Geschäften dringend und für länger verreisen muß. Sie ist ja unterrichtet, wie ich mich in den großen Betrieb hineingelebt habe, und daß ich selbst mein oberster Direktor bin.

Und nun gehab Dich wohl, Vielliebe, und bose Dich nicht, sondern spüle mit dem von Dir bevorzugten Rakoczy alles herunter, ehe es ansetzt und Schaden anrichtet!

Deine Leonore."

Asta konnte aus dem Lachen überhaupt nicht wieder herauskommen. „Das ist der köstlichste Brief meines Lebens", sagte sie. „Ich liebe Tante Leonore glühend."

Die Geheimrätin rang wieder nach Fassung. „Daß du dich nicht schämst!" sagte sie. „Und daß ich nun meine Kur abbrechen muß, daran denkst du wohl nicht? Wir müssen doch natürlich abreisen. Soll ich mich im ganzen Sanatorium und vermutlich noch bis in weitere Kreise zum Gespött machen lassen?!"

Asta wischte sich Tränen aus den Augen, die sie gelacht hatte. „Abreisen?" sagte sie. „Kein Gedanke! Wozu die Flucht ergreifen? Die Deister blamiert sich ja selbst am meisten, wenn sie preisgibt, daß sie unbefugt einen Brief gelesen hat. Da kannst du wohl einigermaßen sicher sein. Sei doppelt liebenswürdig, Mama, und tu, als hieltest du sie für die Diskretion selbst!"

Asta konnte für einen Augenblick entweichen. Man tauschte aus einiger Entfernung einen Gruß mit zwei jungen Damen, die Schläger in der Hand hatten und irgendwie mit Asta telegraphierten. „Erlaubst du einen Augenblick?" sagte sie zu ihrer Mutter. Wartete die Antwort aber gar nicht erst ab.

Schwiegermutter und Schwiegersohn waren allein. „Was sagst du denn zu der unerhörten Brüskierung, Edmund? Du sitzest ja wie ein Ölgötze da."

Edmund, der die Mutter seiner künftigen Frau in ihrer großzügigen Ungeniertheit ihm gegenüber kannte, es aber doch nicht für möglich gehalten hätte, daß sie ihrer Tochter diesen Brief in seiner Gegenwart oder geradezu ihm mit vorlesen würde, konnte sich eines peinigenden Unbehagens nicht erwehren. „Ich hätte den Wunsch Tante Leonorens respektiert, Mama," sagte er, „und hätte Asta den Inhalt des Briefes verschwiegen. Du konntest das ganz gut tun. Es ist ein wunderhübscher Zug von Asta, daß sie nie dringlich ist in dieser Hinsicht. Sie hätte sich vollkommen mit deinen Mitteilungen begnügt."

„Aber warum denn gar!" ereiferte sich Frau Ebenhausen. „Du siehst, sie hat ihr Gleichgewicht nicht verloren. Der Brief hat sie sogar amüsiert, was mich allerdings enttäuscht hat."

„Ja," sagte Edmund ernst, „er hat sie amüsiert, und von der spaßhaften Seite hatte Tante Leonore sich die Sache auch wohl zum größeren Teil gedacht. Ich kann mir aber nicht helfen: Nach meiner Meinung wäre die Angelegenheit besser unter euch zwei Schwestern geblieben. Verzeih, liebe Mama, du kennst meine schwerfälligere Art."

„So steh mir wenigstens als Mann bei!" sagte die Mutter der Braut indigniert.

„Wie sollte ich dir beistehen?" sagte Edmund ratlos. „Ich könnte mich höchstens Astas Meinung anschließen, daß du natürlich die Kur nicht unterbrechen darfst. Du hast Opfer gebracht für den Aufenthalt hier und darfst nun um Dinge, mit denen man sich nicht aufhalten sollte, den Erfolg der Kur nicht gefährden. Sollte die Majorin raunen, wenn sie nicht zu reden wagt, laß sie doch! Mäuler hat man noch nie stopfen können und kann es auch jetzt nicht. Man nimmt keine Notiz."

Edmund saß da mit seinem Kameengesicht, wie seine Schwiegermutter gelegentlich von ihm zu sagen pflegte. Alles gestrafft. Und jedes Wort noch wie geprägt auf dem Gesicht. Dann imponierte er ihr. —

Und selbstverständlich wurde geblieben. Man war abends im Frühlingsgarten in der Réunion, ließ einen Sekttropfen knallen und blieb bis zuletzt.

*

Zu Hause Schwansen wickelte sich inzwischen alles programmäßig ab. Franz Kolck war wie ein junger Hund, als er seine Braut wiederhatte. Er war nur schlecht bei Vernunft zu halten und wollte nun auch auf einmal nicht mehr bis Weihnachten warten mit der Veröffentlichung der Verlobung.

Hedwig bestand aber auf ihrem Stück. Sie hatte sich diesen Termin so fest in den Kopf gesetzt, als sei damit dann ein unerschütterlicher Grund für die Zukunft gebaut.

Sonst war sie aber willig und zugänglich in allem.

Franz Kolck gehörte zu den Naturen, an denen zeitlebens etwas von den alten Kinderbildern haften bleibt, seien es nun die Stiefeletten mit dem kurzen Schaft von blankem Lackleder oder der kurze weiße Halskragen mit dem Perlmutterknopf. Vielleicht aber gar die kindliche Treuherzigkeit des Auges oder die blanke, kleine Nase, die ihrer Sache todsicher ist vor der Linse. Irgendwo und irgendwie tauchte immer wieder ein Zipfelchen von all dem auf.

Und dann war es so nett an ihm, daß er nicht maulen konnte. Er schlug auch wohl einmal heftig eine Tür zu, aber im nächsten Augenblick hatte er sie schon wieder offen und lugte durch die Ritze .

Selbst Tante Tesche hatte sich mit dem neuen Neffen zurechtgefunden. Wenn sie auch noch manchmal Maschen heraufholen mußte in ihrer Meinung. Und das tat sie denn auch ungeniert vor aller Augen.

Beispielsweise schenkte sie Franz zu seinem Geburtstag, der am dreiundzwanzigsten November war, sechs Türdrücker aus Messing. „Die fressen ja kein Brot", sagte sie. „Leg sie dir nur hin! Erstmal behalten sie ihren Wert, wenn mal wieder Krieg kommt, und außerdem wirst du von den Holzgriffen wohl noch manchen abreißen. Diese sind stabil."

Hin traf es allemal. Franz riß und warf und ließ sich keinen sachten Angang bedeuten. Immer war er wie ein Motor, der eben angestellt ist. „An dem ist alles Leben", sagte Frau Schwansen mit Befriedigung. „Einrosten wird Hedwig nicht."

„Nein", sagte Tante Tesche, „einrosten wird sie nicht", und sah das Geburtstagskind über die Brille hinweg an, daß Franz nicht wußte, ob er lachen oder ernst bleiben sollte. Er blieb aber ernst.

Und Tante Tesche sagte: „Das ist nun auch so'n Stück, allemal zu feiern, wenn man wieder 'n Jahr älter wird. Ich bin immer recht kleinlaut gewesen am ersten Mai."

Aber kleinlaut war die Gesellschaft ganz gewiß nicht an diesem dreiundzwanzigsten November. Abends waren sie alle Mann bei Kolcks auf der Brückenstraße, und es ging hoch her.

Mutter Kolck hatte zwei fette Enten spendiert, denen sie den Bauch voll Äpfel und Rosinen gestopft hatte und immer gestoßenen Butterzwieback und einen kleinen Schuß Rum zwischendurch. Aufs allerfeinste. Die ganze Angelegenheit roch schon vor dem Braten, daß einem das Herz im Leibe lachen konnte.

Aber dann nachher erst in der Pfanne! Lene Marssen aus Rüstorf, die schon zwölf Jahre im Hause diente, hatte mehr von Geflügelbereitung weg als mancher höchste Herrschaftskoch. Und so hatte die Brust, den Rücken und die Keulen denn auch so gleichmäßig braun und knusperig gebraten, daß Henny, das Schwansensche Nestküken, beim Zerlegen wegsehen mußte. So lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Sie hätte nicht antworten können, wenn sie angeredet worden wäre.

Das Mädchen war so über alle Maßen leckerfritzig, daß es beinahe als krankhaft anzusprechen war. Schon als kleines Kind hatte sie oft etwas mit dem Löffel über die Finger gekriegt, weil sie nicht warten konnte.

Sie hatte es aber von ihrem Vater. J. P. hatte sich noch heute nicht in der Gewalt, wenn er die richtige Mischung Bratfett mit allem Drumunddrangen in die Nase steigen fühlte. Dann wurde er ganz aufgeregt und redete alles durcheinander. Bis er die dampfenden Schüsseln vor sich hatte. Dann war es gut.

Das heißt: eigentlich gab es da noch ein neues Hindernis. Schwansen konnte sich immer ärgern, daß sie jetzt auch in kleinen gemütlichen Kreisen damit angefangen hatten, allerlei Fisimatenten zu machen mit dem Tisch, statt sich einfach ranzusetzen, reinzulegen und haste was kannste!

Zumal Mutter Kolck, die machte es noch recht extra mit Finessen. Man konnte schon nicht anders, als den Tanz mitmachen, und mußte sehen, wie man zu seinem Recht kam.

Heute hatte sie sich denn wieder was geleistet. Von Grünzeug und Blumen einen regelrechten Drahtverhau rund um die Teller, und die leckeren Pasteten von Blätterteig waren in Nester versteckt, wie man sich um Ostern den Umstand mit den Kindern macht.

Es war eine Zucht damit. Man mußte durchhalten und sich seinen Anteil verdienen wie hinter dem Ladentisch. Lohnen tat es sich ja freilich — alles was recht ist!

„Prost, Schwiegerbruder!" sagte Kolck über den Tisch hinweg und hob einstweilen das leere Glas.

Und da wußten vier Augen Bescheid miteinander, und daß sie gleicher Meinung waren. (Fortsetzung folgt.)

Ulmen vor den Toren.

Skizze von Karl Fr. Nimrod.

Bei dem Kriminalisten Holger Madsen fand sich an diesem Morgen ein junger, bleicher Mann mit wenig gepflegtem schwarzem Haar ein. Er machte den Eindruck eines schlecht bezahlten Schauspielers, war aber, wie sich herausstellte, Maler, und hieß Aagard Bentink. Unter dem Arm trug er ein Paket, in dem ein Bild sein mochte.

„Ich wohne mit meiner Mutter in einem Häuschen vor den Toren der Stadt und komme, weil ich gestern in der Zeitung las, daß Sie den Mordfall Baron Galand bearbeiten. Ich sah in der Zeitung eine Photographie des durch seine Ulmen berühmten Schlosses und . . .“

Er begann das Paket zu öffnen und legte ein Bild auf den Tisch, das ein von zwei eigenartigen Türmen flankiertes Schloßportal mit einer Reihe auffällig genau gemalter Ulmen davor darstellte.

„Das ist ja Schloß Galand!“ sagte der Detektiv überrascht. „Waren Sie schon dort?“

Der junge Mann atmete tief: „Noch nie in meinem Leben. Ich kenne Jütland überhaupt nicht. Das ist es ja eben.“ Und leiser: „Ich habe diese Skizze nach einem Traumbild entworfen. Ich weiß noch genau: Am Morgen des 3. Mai zeichnete ich die Skizze. In der Nacht vorher . . .“

„. . . ist Baron Galand ermordet worden!“ sagte Madsen nachdenklich.

„. . . hatte ich den Traum“, vollendete der Maler.

„Was sahen Sie?“

„Ich ging über weites Wiesenland auf jenes Schloß zu. Genau wie das Bild es zeigt, so sah ich alles. Und noch mehr: aus dem Portal schlich ein Mann. In den Brunnen unter den Ulmen warf er — oh — es war ein Messer.“

Aagard Bentink, auf dessen Wangen rote Flecken brannten, atmete schwer. Der Detektiv hatte sich vorgebeugt, er war auf das Höchste gespannt.

„Und nun sah ich auch sein Gesicht: Es war — es war — — das meine!“

Holger Madsen wartete ein wenig, bevor er weiter fragte.

„Der Mann rannte davon, entschwand meinem Blick. Das war mein Traum.“

Zwei Stunden später war Holger Madsen auf der Fahrt nach Galand. —

— — Etwa acht Tage danach saß der Maler wieder im Arbeitszimmer Madsens. Der Detektiv hatte ihn hergebeten.

„Haben Sie einen Bruder?“ fragte er sehr ernst.

Bentink wurde rot: „Ja — und nein. Wir kennen ihn nicht mehr. Er ist viel älter als ich. Meinen Vater hat er ins Grab geärgert, meine Mutter um ihr Letztes bestohlen. Seit zehn Jahren haben wir nichts mehr von ihm gehört. Gott gebe . . .“ Der Rest war ein Murmeln.

„Nun will ich Ihnen sagen, daß Ihr Traumbild wunderbarer Weise zur Aufklärung des Mordes geführt hat.“

Bentink sprang auf.

„Wir fanden im Brunnen das Messer, ein Seemannsmesser, das einen Firmennamen aus der benachbarten Hafenstadt trug. Diese Firma hatte diese Art Messer erst vor einiger Zeit hereinbekommen und die ganze erste Sendung bis auf wenige Stücke an die Mannschaft eines eben aus Südamerika eingelaufenen Kaffee-Dampfers verkauft, der noch im Hafen lag und in der Nacht ausfahren wollte. Fünfzehn Messer waren gekauft worden, vierzehn Matrosen — ich untersuchte das Schiff mit einem starken Polizeiaufgebot — hatten ihre Messer noch. Der fünfzehnte, Peders nannte er sich, hatte es angeblich verloren. „Auf Schloß Galand?“ fragte ich ihn scharf. Er wurde kreidebleich. Leugnete. Seine Freunde, so gerne sie's wollten, konnten ihm für die Nacht zum 3. Mai kein Alibi beschaffen. Die Maße der Fußspuren stimmten mit den seinen überein. Der Kapitan und ich nahmen ihn ins Kreuzverhör, vier Stunden lang. Endlich brach er zusammen und gestand. Schloß Galand kannte er von früheren Diebesfahrten her und wußte, daß der Baron sehr reich und die Dienerschaft sehr schwach war.“

Madsen machte eine Pause und schaltete das Licht ein, denn es war dämmerig geworden.

„Er sitzt jetzt hinter Schloß und Riegel. Diesmal geht es ihm an den Kragen — und Sie, Herr Bentink, haben sich die ausgesetzte Belohnung von zweitausend Kronen verdient. Sie wird Ihnen dieser Tage zugesandt.“

„Übrigens“, sagte Holger Madsen nach ein paar Sekunden des Schweigens fast ein wenig schwerfällig, „übrigens: der Mann hieß gar nicht Peders. Wir fanden seine richtigen Papiere. Er heißt — Axel Bentink.“

Den Maler riß es hoch. So stand er ein paar Minuten. „Ein Mörder also!“ sagte er schließlich mit flüsternder Stimme. „Mein Bruder — ein Mörder! Wenn meine Mutter das erfährt, ist es ihr Tod.“

„Sie wird es nicht erfahren. Der Prozeß wird gegen den Matrosen Peders geführt, auch die Zeitungen werden nichts erfahren. Das verspreche ich Ihnen.“

Aagard Bentink neigte dankend den Kopf und wandte sich zum Gehen. Bevor er das Zimmer verließ, wandte er sich noch einmal um: „Auf die zweitausend Kronen möchte ich verzichten!“ — Dann fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Das Bild mit dem Schloßportal und den Ulmen ist, obwohl Madsen mehrfach an den Maler schrieb, nie mehr abgeholt worden. Zuweilen nimmt es Holger zur Hand, und dann ist er immer sehr nachdenklich und rätselhaft.

Geborgen.

Wohl berauscht der lichte Süden,
Und es locken Lieb und Wein.
Doch die Heimat beut den Frieden
Und ein lind' Geborgensein.

Also ist's auch mir ergangen;
Blenden konnte wohl der Schein,
Doch zutiefst blieb ein Verlangen
Nach der Heimat schlichtem Sein.

Leise wiegen Wind und Sonne
Mich in sel'ge Kinderlust,
Losgelöst von Harm und Wonne,
Bin ich kaum mir selbst bewußt. — —

Albert Korn.

Der „Chui“.

Skizze von Max Zeumer.

Ein leichtes Zittern rann durch die weit ausladenden Zweige der riesigen Schirmakazie, als der Körper des schön gefleckten Räubers sich gedankenschnell zu dem von ihm erkorenen Hochsitz emporschwang. Die funkelnden Seher des „Chui“ (Leopard) durchforschten, getrieben von quälendem Hunger und Jagdleidenschaft, die sich vor ihm ausdehnende Steppe, über die sich fern am Horizont der schimmernde Schneedom des Kenia gen Himmel reckte. Ein leises, fast unmerkliches Zusammensinken der aufgebaumten Großkatze, sowie das nervöse Spiel der Rute ließen erkennen, daß die heiß ersehnte Beute endlich in Sicht und damit das Ende der zwanzig Stunden währenden Fastenzeit gekommen war.

Einige hundert Meter von seinem Beobachtungsposten entfernt, inmitten einer mit kurzem Gras bestandenen Senke, weidete eine Herde schlichthaariger Schafe, deren Hüter, ein schlanker, hoch gewachsener Massai, sich unter einem eine Strecke abseits vom Weideplatz seiner Pflegebefohlenen stehenden Busch, von diesem gegen Sicht geschützt, dem süßen Nichtstun hingab. Von seiner durch den Anblick der Beute rege gewordenen Mordgier getrieben, ging der nach Fraß verlangende Räuber nach kurzer Witterung zur Tat über. Wie ein von der Bogensehne geschnellter Pfeil verließ die Großkatze ihren Beobachtungsplatz, um lautlos wie ein Schemen in dem hohen, seinen Hochsitz umgebenden Steppengras unterzutauchen. Mit geschmeidigen, schlangenartigen Bewegungen wand sich der „Chui“ durch die Stengel des von der Sonne verbrannten Grases, das seinem bunten Kleide angepaßt, nur durch eine leichte Wellenbewegung der Spitzen den Weg des Gefürchteten verriet. Trotz seiner ihm zur zweiten Natur gewordenen Vorsicht, die der vierfüßige Wegelagerer bei seinem Unternehmen bekundete, näherte er sich mit unheimlicher Geschwindigkeit seiner Beute. Ahnungslos weidete sie das Gras der Senke ab, durch die sich ein schwaches, fast wasserloses Rinnsal schlängelte.

Nach wenigen Minuten vorsichtigen Anpürschens hatte der Leopard den Rand der Mulde erreicht. Das hier kürzer stehende, ihm keine Deckung mehr gewährende Gras zwang ihn zu einer Änderung seiner bisherigen Taktik. Dicht an den Boden geschmiegt, arbeitete sich das Raubtier unter blitzschnellem Erfassen jedes sich ihm bietenden Vorteils vorwärts. In dem Vorgefühl des wartenden Mahles entblößte er den furchtbaren Fang, während ein leises, bis zum Rutenende sich fortpflanzendes Zittern die Erregung des geschmeidigen Räubers verriet. Die fiebernde Jagdleidenschaft, die durch das lange, unfreiwillige Fasten des „Chui“ eine Steigerung erfahren hatte, ließ ihn den durch den Busch gedeckten Wächter der Herde übersehen, der den eisernen Schuh des mit meterlanger und handbreiter Klinge versehenen Speeres vor sich in den Boden gestoßen hatte und schläfrig in die vom Glast der Sonne erfüllte Luft starrte.

Ein Mutterschaf, das mit seinem Lamm abgesondert von der Herde weidete, löste den Angriff des sich lautlos

wie eine Schlange herauwindenden Leoparden aus. Einige Riesensätze, und das Leben der auserkorenen Beute erlosch unter den Branten des grimmigen Räubers. Während sich der „Chui“ am roten Lebenssaft seines Opfers gütlich tat, stob die vom ihm aufgeschreckte Herde in voller Flucht nach allen Seiten auseinander.

Der überraschte Wächter, dem ein einziger Blick die Ursache der Flucht verriet, sprang wie von einer Feder getrieben auf die Füße. Schild und Speer aufgreifend, riß er das scharfe, schwertähnliche Messer aus der Scheide und nahm die Klinge zwischen die Zähne. Unbekümmert um die drohende Gefahr, nur geleitet von dem Gedanken, seinem Gegner den Garaus zu machen, griff der Massai den Bedränger seiner Herde an. Im vollen Rennen stürmte der Wilde der Stelle zu, an der sich der freche Viehräuber am Riß gütlich tat.

Leise knurrend hob die schön gefleckte Katze den blutigen Fang, und nicht gewillt, ihre Beute fahren zu lassen, ließ sie den Vorderleib sprungfertig auf die Branten sinken. Jedoch der Gegner, in dessen Adern das Blut seiner Väter, der gefürchteten Elmoran, des Krieger- und Hirtenvolkes des Kilimandscharogebietes, lebendig wurde, war auf seiner Hut. In dem Augenblick, als der „Chui“ emporschnellte, traf ihn der Speer des Massai, dessen schwere Klinge die Flanken des Räubers durchbohrte. Ein wildes Fauchen war die Antwort des Getroffenen, dessen Kampfeswille durch die schwere Wunde keine Einbuße erlitten hatte. Ein wütender Biß nach der Waffe, dann warf sich der „Chui“ im wilden Ansprung auf den sich mit dem Schild deckenden Feind.

Mit den Vorderbranten den Rand des auf den Boden gestemmten Schildes erfassend, versuchte er die Kehle seines Gegners in den Fang zu bekommen. Diesen Augenblick nützte der Schwarze aus, der unter der Wucht des Ansprunges nur mühsam seinen Stand behauptete, und stieß dem Leoparden gedankenschnell die Klinge seines Schwertes in die Drossel. Seinen Schild fahren lassend, warf sich der Massai zurück, und während die Pranken des Todgeweihten den Boden aufrissen, gellte der Triumphschrei des Siegers über die vom Glanz der Sonne vergoldete Steppe.

Frühlings Anfang im Wandel der Zeiten.

Von Dr. Ludwig Kern.

Wenn am 20. März eine Viertelstunde vor Mitternacht die Sonne den Himmelsäquator von Süden nach Norden überschreitet, so beginnt damit kalendermäßig auf unserer Erdhalbkugel der Frühling, während die andere Hemisphäre den Anfang des Herbstes erlebt. Diese Feststellung besagt für den, der astronomischen Dingen fernsteht, recht wenig, und so nimmt der überwiegend größte Teil der Kulturmenschen von der Tatsache des Lenzbeginns Kenntnis, ohne sich darüber klar zu sein, daß darauf nicht nur die Gestaltung sondern auch der Bestand des pflanzlichen Lebens in unserem Sinne beruht. Denn wenn die Erdachse nicht gegen die Erdbahn in einem bestimmten Winkel geneigt wäre, — die scheinbare jährliche Auf- und Abbewegung der Sonne ist die Projektion davon auf das Himmelsgewölbe —, hätten wir das ganze Jahr hindurch eine gleichbleibende Dauer von zwölfstündigem Tag und zwölfstündiger Nacht, was in unseren und nördlicheren Breiten den Pflanzenwuchs und damit die Ernährungsmöglichkeiten äußerst ungünstig beeinflussen würde. Gerade bei der Betrachtung der Verhältnisse in der Flora unserer Gebiete fällt auch der große Unterschied zwischen Frühjahrsbeginn und tatsächlichem Frühlingsanfang in die Augen. Der Wissenschaftszweig der Phänologie beschäftigt sich mit letzterem und läßt den Einzug des Lenzes mit der Aufblühzeit von Apfel, Kirsche, Johannisbeere, Roßkastanie, Goldregen, Weißdorn und Eberesche zusammenfallen, die im Südwesten zwischen 20. und 28. April, in den nördlichsten Teilen (in Pommerellen z. B.) erst etwa zwischen 20. und 26. Mai eintritt.

Wegen dieses Schwankens des eigentlichen Datums infolge besonderer klimatischer und meteorologischer Verhältnisse verlegten schon die Völker des Altertums den Frühlingsanfang in recht verschiedene Zeiten. Die Germanen feierten ihn im April kurz nach der Tag- und Nachtgleiche, wobei sie der Ostara, der Personifikation der wiederkehrenden Sonne, und der Freia opferten. Bekanntlich geht die leider allmählich außer Gebrauch kommende Sitte des Abbrennens von Osterfeuern hierauf zurück. Die Inder hatten ursprünglich nur zwei Jahreszeiten, entsprechend der Witterungslage ihres subtropischen Lebensraumes. Bei der Entwicklung des Ackerbaues traten später zu „hima“ und „sama“ (Winter und Sommer) noch „sarad“ und „vasanta“ (Erntezeit und Frühling), während nach dem Vordringen der indischen Arier gegen Süden und Osten das Klima eine weitere Unterteilung in „hemanta“ und „sisira“ (kühle Zeit und Tauzeit) notwendig machte. Stets wird aber der „Kopf des Jahres“, der Frühling, zuerst genannt. Ähnlich war es bei den Persern mit ihren sechs Jahresteilen, den „Yairya“. Vom 30. Dezember bis zum 15. März dauerte bei ihnen der Vorfrühling, der Frühling selbst währte vom 15. März bis zum 29. April. Die südlichen Temperaturen der Ägypter erforderten eine Dreiteilung des Jahres in Überschwemmungszeit, Saatzeit und Erntezeit; der zwischen den beiden letztgenannten Abschnitten liegende Frühling tritt nicht sichtbar in die Erscheinung. Die Babylonier und die sie in allen diesen Dingen nachahmenden Juden kannten wohl die Bedeutung der Frühjahrs-Tag-und-Nachtgleichen, gaben ihnen aber erst ziemlich spät dadurch eine gewisse Weihe, daß sie den Jahresbeginn vom „Tisritu“ (hebräisch: Tisri-September) in den „Nisannu“ (hebräisch: Nisan-März) verlegten. Das genaue Neujahrsdatum fiel auf den Tag, der den Äquinoktien folgte, an dem zum ersten Male das Neulicht des Mondes als feine Sichel sichtbar wurde. Dieser Grundsatz dient noch heute der Berechnung des Osterfestes; die Israeliten haben inzwischen den Jahresbeginn wieder in den September gesetzt. Die Griechen hatten zur Zeit Hesiods den 26. Februar als den Tag des Spätaufganges des Arctur zum Frühlingsanfang bestimmt; das Volk verlegte ihn jedoch nach demselben Dichter in die Zeit, wo der Kuckuck ruft, die Schwalben ankommen und die Feigenbäume ihr erstes Grün sehen lassen. Vom zweiten vorchristlichen Jahrhundert ab bauten die Hellenen ihren Kalender und ihre Jahreszeiten auf der gleichen astronomischen Grundlage der Sonnenwenden und der Tag-und-Nachtgleichen auf, die auch Caesar in der von dem Ägypter Sosigenes vorgenommenen Kalenderreform benutzte und die noch heute für die Regelung der Jahreseinteilung bei den Völkern der weißen Rasse maßgebend ist.

Große Welt im kleinen Spiegel.

Ein Spinnenfaden ist im Verhältnis zu seiner Dicke widerstandsfähiger als eine entsprechende Stahlstange.

*

Der merkwürdigste Wald der Welt dürfte auf einer Hochfläche an der Westküste Afrikas liegen. Die Bäume messen am Stammende im Durchschnitt über einen Meter, aber sie werden nicht größer als etwa dreißig Zentimeter und tragen nur zwei Blätter, von denen jedes über einen halben Meter breit ist.

*

Die am schnellsten wachsende Pflanze scheint der Bambus zu sein. Man hat beobachtet, daß er stellenweise in 24 Stunden einen halben Meter und mehr wächst.

*

Bis zum Jahre 1925 konnte man in England in der Münze eigenes Gold in Sovereigns umprägen lassen.

*

Die älteste, noch heute unveränderte Flagge einer Nation soll die dänische sein. Angeblich ist sie in ihrer jetzigen Zusammenstellung seit 1219 in Gebrauch.

*

Auf den Samoainseln gilt eine Halskette aus — Käferbeinen als Zeichen der Liebe, das der Geliebten zum Geschenk gemacht wird.

Lustige Rundschau

* **Grammatikstunde.** Der Lehrer erklärt die Bedeutung der Vorsilbe „un“. „Das Gegenteil von schön ist — unschön. Das Gegenteil von artig ist — unartig. Nun nennt mir noch das Gegenteil von frei!“ — Paulchen meldet sich: „Das Gegenteil von frei ist — besetzt.“

*

* **Offen.** Nach dreijähriger Abwesenheit kommt Tante Anna mal wieder zu Besuch. Fritz läuft ihr entgegen: „Guten Tag, Tante Anna!“ — „Du erkennst mich also noch“, ist Tante Anna erfreut, „obwohl du damals noch so ein ganz kleiner Knirps warst?“ — „Dich habe ich zwar nicht wiedererkannt, aber du hast immer noch denselben komischen Hut auf, wie damals.“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.